

Jagdfieber

Als Chefredakteur des „Spiegel“ machte Erich Böhme 1987 die Barschel-Affäre publik – und stürzte den damaligen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten. Mit Olivia Konieczny und Mirko Marquardt sprach er über riskante Entscheidungen, gekaufte Nachrichten und den Auerhahn-Effekt.

Wir entnehmen das Interview dem von Jens Bergmann und Bernhard Pörksen herausgegebenen Band „Skandal! Die Macht öffentlicher Empörung“.

www.medienskandale.de

Herr Böhme, unter Ihrer Leitung enthüllte der Spiegel, dass Uwe Barschel, der damalige Ministerpräsident Schleswig-Holsteins, seinen Herausforderer Björn Engholm von der SPD im Wahlkampf 1987 bespitzeln ließ und versuchte, ihn durch gezielte Falschinformationen zu diskreditieren. Sie bezeichnen diese Story als den Höhepunkt Ihrer Karriere – sie hätte auch Ihr größter Reinfluss werden können. Einzige Basis der Geschichte waren die eidesstattlichen Versicherungen eines Informanten von zweifelhafter Glaubwürdigkeit: Barschels Medienreferent Reiner Pfeiffer.

Erich Böhme: Zunächst mochte ich auch gar nicht glauben, was Pfeiffer da behauptete. Barschel war zwar eine schillernde Figur, die mir nie sympathisch war, aber davon soll ein Journalist sich nicht leiten lassen. Dass ein deutscher Ministerpräsident seinen möglichen Nachfolger und Konkurrenten bespitzeln lässt und derart gezielt in Misskredit zu bringen versucht, hätte ich nicht für möglich gehalten. Doch es wurde schnell deutlich, dass alles im Wesentlichen stimmte, eine Information passte zur anderen. Wir waren uns daher sicher, mit dieser Geschichte nicht reinzufallen.

Was hat Sie so sicher gemacht?

Viele von Pfeiffers Behauptungen ließen sich überprüfen: Wenn er etwa behauptete, eine anonyme Anzeige gegen Barschels Konkurrenten Björn Engholm wegen Steuerbetrugs gestellt zu haben, haben wir das beim Finanzamt nachrecherchiert.

Haben Sie Vermutungen darüber angestellt, warum Pfeiffer sich Ihnen so kurz vor dem Wahltag offenbarte?

Fragen Sie mal einen Pyromanen, warum der ein Haus anzündet! Ich konnte in den Pfeiffer nicht hineinschauen und erkennen, ob er sich rächen wollte oder ob ihn das Gewissen drückte. Ich selbst habe übrigens nie mit ihm gesprochen. Uns allen war aber klar, dass man bei einem Menschen, der seinen Lebensunterhalt eine Zeitlang mit Grabreden bestritten hatte und vom Axel-Springer-Verlag als „Mann fürs Grobe“ an Barschel ausgeliehen worden war, sehr vorsichtig sein musste.

Zu Recht: Pfeiffers Anschuldigungen erwiesen sich später zumindest teilweise als nicht belegbar. Zudem wurde bekannt, dass die SPD bereits vor der Wahl von Barschels Machenschaften wusste und Pfeiffer später sogar 50.000 Mark zahlte. Hatten Sie nie die Sorge, jemand könnte Sie und den *Spiegel* im Wahlkampf instrumentalisieren?

Mit dieser Gefahr musste ich immer rechnen, konnte darauf aber keine Rücksicht nehmen, denn man kann nicht alles prüfen. Soll ich eine Nachricht verschweigen, aus Furcht, damit selbst Politik zu machen? Ich muss doch berichten, was ist! Manche haben uns damals vorgeworfen, wir hätten die Barschel-Geschichte schon lange in der Schublade gehabt und sie dann gezielt zur richtigen Zeit hervorgeholt. Wir hatten aber nichts in der Schublade, unsere Recherchen fanden unter großem Zeitdruck statt.

Weil Sie die Titelgeschichte „Barschels schmutzige Tricks“ auf jeden Fall noch vor der Landtagswahl veröffentlichen wollten.

Es war allerhöchste Zeit. Die Sache kochte bereits und drohte überzukochen. Wir wollten die Geschichte unbedingt vor dem Wahlsonntag veröffentlichen. Also haben wir die Nacht durchgearbeitet, wobei das beim *Spiegel* nichts Ungewöhnliches ist.

Redaktionsschluss war, wie auch heute noch, Freitagnacht; bis dahin musste die Story unter Dach und Fach sein. In dieser Nacht haben wir sehr geschwitzt.

Sie mussten als Chefredakteur abwägen zwischen einer noch gründlicheren Recherche und der raschen Veröffentlichung.

Sie müssen als Chefredakteur eines Nachrichtenmediums immer drei Risiken abwägen. Die Konkurrenz könnte Ihnen die Geschichte wegschnappen. Die Geschichte könnte noch kleine Schönheitsfehler enthalten. Und drittens könnten Sie den idealen Zeitpunkt für die Veröffentlichung verpassen. Das sind die Unsicherheiten, unter denen Sie Entscheidungen treffen müssen. Journalismus ist ein riskanter Beruf.

Hatten Sie damals Jagdfieber?

Ich kann nicht leugnen, dass es journalistisches Jagdfieber gibt, wenn man hinter den Nachrichten her ist. Aber im Fall Barschel war es nicht so, dass wir es gezielt auf ihn abgesehen hätten; wir waren sicher, einer unglaublichen Story auf die Spur gekommen zu sein, das war es. Und als sie, wie bei exklusiven *Spiegel*-Storys üblich, am Sonnabend Nachmittag über die Nachrichtenagenturen bekannt gemacht wurde, gab es kein Halten mehr.

Barschel verlor bei der Wahl die Mehrheit. Waren Sie durch die gezielte Vorab-Veröffentlichung zu diesem Zeitpunkt nicht mehr politischer Akteur als Journalist?

Nein. Ein Journalist schreibt, was er weiß. Aber er betreibt keine Politik. In diesem Fall standen wir unter großem Zeitdruck und mussten entscheiden, ob wir die Geschichte vor oder nach der Wahl veröffentlichen. Die Antwort war klar: natürlich vor der Wahl.

Sie haben den Ausgang einer Landtagswahl beeinflusst und die Karriere eines Politikers beendet. Das nennen Sie „keine Politik betreiben“?

Für mich ist die Aufgabe des Journalisten eher eine pädagogische als eine politische. Er sucht die Wahrheit, verbreitet sie und öffnet den Leuten so die Augen. Das allerdings kann auch – wie im Fall Barschel – politische Konsequenzen haben.

Der damalige *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein sah das offenbar anders. Er meinte einmal: „Jeder weiß oder wusste jedenfalls bis zu diesem Wahltag, dass Wahlen am Wahltag selbst und am Tag zuvor nicht mehr beeinflusst werden können. Der *Spiegel* musste also annehmen, dass sein Bericht am Sonnabend ohne Wirkung bleiben würde.“

Ich glaube ebenfalls nicht, dass davon eine breite Wirkung ausgeht. Dennoch: Für mich war es eine Selbstverständlichkeit, die Geschichte noch vor dem Wahlsonntag zu bringen: Wer sich informieren wollte, sollte das auch vor jenem Sonntag tun können. Die Leute wählen zu lassen und sie dann erst darüber zu informieren, wen sie da eigentlich gewählt haben, hätte ich für unfair gehalten.

Augstein kritisierte die Titelgeschichte später: Hinter die Schlagzeile „Barschels schmutzige Tricks“ hätte zumindest ein Fragezeichen gehört.

Ein Fragezeichen kam für mich nie in Frage. Wir waren von der Geschichte überzeugt: Die war wasserdicht, die konnte und musste raus. Der Herausgeber Augstein war zu diesem Zeitpunkt im Urlaub, daher haben wir die Einzelheiten nicht mit ihm besprochen. Er kannte nicht alle Fakten, die wir recherchiert hatten. Im Nachhinein hat er mich scharf kritisiert und meinte, die Veröffentlichung sei leichtfertig gewesen. Ich möchte zwar nicht ausschließen, in einigen Fällen leichtfertige Entscheidungen getroffen zu haben – nicht aber im Fall Barschel. Ich hatte zuvor gründlich mit den Kollegen diskutiert, die an der Geschichte gearbeitet haben: mit dem Ressortleiter und seinem Stellvertreter, dem recherchierenden Redakteur und dem Korrespondenten in Kiel – das waren alles gestandene, erstklassige Journalisten. Wenn da ein Windbeutel dabei gewesen wäre, solche gibt es auch in Redaktionen, dann wäre ich sehr vorsichtig geworden.

Die Entscheidung, die Barschel-Affäre publik zu machen, trafen Sie demnach aufgrund Ihrer Menschenkenntnis.

Sicher, denn ich kann nicht jede Geschichte selbst nachrecherchieren.

Menschenkenntnis ist die entscheidende Fähigkeit eines Chefredakteurs.

Ist das Scheckbuch nicht noch wichtiger? Stolze 165.000 Mark hat der *Spiegel*

damals für Pfeiffers Enthüllungen gezahlt.

Wir haben Pfeiffer lediglich die anfallenden Kosten erstattet: einen Anwalt für den aus unserer Veröffentlichung resultierenden Prozess und seinen Verdienstausfall. Außerdem haben wir ihm eine Wohnung gestellt, in der er vorerst anonym leben konnte. Schließlich waren auch noch viele andere Journalisten hinter ihm her.

Hätte Pfeiffer noch mehr verlangen können? Welche Summe wäre Ihnen der Sturz eines Ministerpräsidenten wert gewesen?

Ich will Ihnen nicht weismachen, dass ich bei einer so brisanten Nachricht nicht auch darüber nachdenken würde, für sie zu bezahlen. Nachrichten sind immer auch eine Ware. Bei Pfeiffer haben wir aber, wie gesagt, nicht die Informationen bezahlt, sondern nur seine Kosten erstattet.

Barschel stritt die Vorwürfe zunächst nicht nur ab, sondern gab während einer Pressekonferenz sogar sein Ehrenwort, dass die Anschuldigungen falsch seien. Was ging Ihnen in diesem Moment durch den Kopf?

Donnerwetter, dachte ich. Sie können sich denken, dass ich kalte Füße und feuchte Hände bekam; schließlich habe ich meinen Kopf für die Geschichte hingehalten. Hätte ich in der Barschel-Affäre falsch gelegen, könnten Sie mich heute vermutlich unter einer Brücke besuchen. Und wenn jemand sagt, er gebe dem deutschen Volk sein Ehrenwort – und diese Behauptung sogar noch mal wiederholt –, dann fragt man sich schon: Haben wir nicht doch irgendwo einen Fehler gemacht? Kurze Zeit später bekam ich aber den Anruf eines hohen deutschen Strafrichters, der mir aus seiner Erfahrung heraus sagte: „Machen Sie sich keine Sorgen – der lügt!“ Das hat mir sehr gut getan. Später rief mich außerdem unser Kieler Korrespondent an und erzählte, dass Barschels Pressereferent – von dem es offiziell hieß, er sei im Urlaub – in Wirklichkeit in seinem Büro saß und den strikten Befehl hatte, es nicht zu verlassen, weil er Mitwisser der Affäre war. Das machte mich noch sicherer, dass Barschel log.

Offenbar war ihm die Wahrnehmung für die Realität völlig abhanden gekommen.

Es gibt sogar einen prägnanten Begriff, man nennt das den Auerhahn-Effekt. Auf der Balz verschließt der Auerhahn die Ohren, er nimmt nichts mehr wahr und wirbt nur

noch. Genauso geht es Politikern auf dem Höhepunkt des Wahlkampfes – es sei denn, es handelt sich um ganz erhabene Auerhähne. Barschel aber stand mit dem Rücken zur Wand und konnte gar nicht mehr anders, als weiter zu lügen. Mir fiel damals seine ungeheure Selbstgefälligkeit auf. Er war ein sehr eitler, selbstbezogener Mensch, der wahrscheinlich nie an sich gezweifelt hatte. Einser-Examen, jüngster Minister, jüngster Ministerpräsident, Erfolg bei den Frauen – Barschel glaubte, immer im Recht zu sein. Letztlich hat ihn das zu Fall gebracht.

Das Ende der Affäre ist bekannt: Barschel wurde in einem Genfer Hotel tot in der Badewanne gefunden. Wie haben Sie reagiert, als Sie diese Nachricht hörten ?

Ich war auf dem Rückweg von der Frankfurter Buchmesse nach Hamburg, als ich im Autoradio hörte, Barschel habe sich umgebracht. Ich hatte in diesem Moment das Gefühl, am Tod dieses Menschen mitschuldig zu sein, obwohl Barschel sich alles selbst eingebrockt hat. Doch ich hatte die Nachricht an die große Glocke gehängt – und das führte letztlich zu seiner Kurzschlusshandlung. Damit muss ich leben.

Um die Umstände, die zu Barschels Tod führten, ist ein regelrechter Mythos entstanden: Während die meisten von Selbstmord ausgehen, sind einige – darunter seine Witwe – davon überzeugt, dass Barschel in Wahrheit umgebracht wurde.

Für diesen Mythos gibt es keine Belege. Ich glaube weder, dass irgendwelche Stasi-Leute noch überhaupt Dritte mit im Spiel gewesen sind. Das ist alles Quatsch. In dieser Angelegenheit haben mittlerweile so viele Journalisten recherchiert – hätte es eine Verschwörung gegeben, wäre sie mit Sicherheit aufgefliegen. Es ist viel einfacher: Ein Erfolgsmensch verrennt sich, und ganz plötzlich entgleitet ihm sein Leben. So einen trifft das viel härter als einen, der in seinem Leben schon viele Nackenschläge einstecken musste.

In die Geschichte eingegangen ist das Foto des toten Uwe Barschel in der Badewanne. Hätte der Reporter Sebastian Knauer, der das Bild schoss, damals schon für den *Spiegel* gearbeitet und nicht für den *Stern*: Hätten Sie es veröffentlicht?

Nein. Damals habe ich spontan gesagt: Das Bild eines Menschen, der sich gerade

getötet hat, in Millionenaufgabe zu publizieren – das darf man nicht machen. Das ist geschmacklos. Mittlerweile sehe ich die Sache anders: Heute würde ich es drucken.

Mit welcher Begründung?

Weil es ein Dokument der Zeitgeschichte geworden ist. Außerdem muss man die Umstände berücksichtigen: Knauer war mit Barschel verabredet und ging dann, als der nicht kam, zu dessen Hotelzimmer, klopfte und drückte dann die Türklinke herunter. Und dann geht die Tür auf, und er findet den toten Barschel. Natürlich hat Knauer das fotografiert und natürlich hat der *Stern* es abgedruckt. Es war die richtige Entscheidung.

Über Ihre Berufung zum *Spiegel*-Chefredakteur 1973 sagt der Konkret-Herausgeber Hermann Gremliza, der früher selbst für den *Spiegel* arbeitete und diesen im Streit verließ, wenig Schmeichelhaftes. Gesucht worden sei damals ein Name, „der bei den Werbenden einen guten Klang hatte: Erich Böhme – ein betulicher Spießer, nett zu jedermann, der jahrelang im Keller des Bonner Redaktionsbüros die Welt verniedlicht hatte –, war die ideale Wahl.“

Das kann ich so nicht unterschreiben. Mir ist es gelungen, den *Spiegel* aus einer ideologischen Fesselung zu befreien. Die Geschichte des Magazins folgt einer Wellenbewegung: Anfangs war es ein politisches Skandalblatt, wurde dann unter Chefredakteur Claus Jacobi erzählerischer und unterhaltsamer. Mein Vorgänger Günter Gaus hat es später wieder streng politisiert, mit einem für meinen Geschmack zu starken Linksdrall. Ich habe mir Mühe gegeben, ein politisches, recherchestarkes, für alle Kreise lesbares Blatt zu machen – und nicht nur auf die Auflage zu schießen.

Genau das warfen Sie dem späteren *Spiegel*-Chefredakteur Stefan Aust vor: dass er „billige Boulevardtitel wie ‚Diana‘ oder ‚Sissi‘“ drucken ließ.

Ob ich „billig“ gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Aber ich habe in der Tat seine Titelauswahl kritisiert.

Aust entgegnete in einem Interview: „Ich habe mir einmal die Titel aus der Zeit des berühmten Erich Böhme herausgesucht: Sie würden sich totlachen! Da lesen Sie ‚Der Bräunungswahn‘, ‚Uri Geller – der Gabelbieger‘, ‚Die Wahrsagerin aus

dem Kreml““. Sind die leichten Titel also doch das Erfolgsgeheimnis des *Spiegel*?

Natürlich gab es auch in meiner Zeit als *Spiegel*-Chefredakteur solche Titelthemen, allerdings über eine Zeit von 17 Jahren hinweg. An Aust hatte ich kritisiert, dass sich das Populäre so häufte – und dass der *Spiegel* Themen brachte, die besser in die *Bildzeitung* passten. In seiner Zeit marschierten die beiden Blätter, etwa bei der Kampagne gegen die Rechtschreibreform, Hand in Hand. Das hielt ich für einen großen Fehler. Der *Spiegel* hat eine einzigartige Aufgabe: Er soll den Leuten vermitteln, was in der vergangenen Woche Wichtiges passiert ist und was sie in den kommenden Wochen erwartet.

Sie haben einmal gesagt: „Die Kunst eines Journalisten ist es, den Leuten beizubringen, wie sie die Dinge zu sehen haben.“ Sollten Journalisten die Menschen nicht vielmehr zum Nachdenken bringen, damit sie sich ein eigenes Bild machen können?

Sie können natürlich behaupten, meine Position sei bevormundend. Ich finde aber, dass wir dem Leser, wenn wir etwas für richtig halten und es sorgfältig geprüft haben, auch sagen dürfen, was er davon halten soll. Ein intelligenter Leser kann sich dann immer noch seine eigene Meinung über den Journalisten bilden, der ihn dazu bringen will, so zu denken.

Ihnen wurde als *Spiegel*-Chef eine große Nähe zu führenden Politikern nachgesagt – so galten Sie etwa als Freund Willy Brandts. Sollten Journalisten so enge Beziehungen zu den Objekten ihrer Berichterstattung pflegen?

Ich sehe darin kein Problem, so lange man sich durch die Nähe zur Macht nicht korrumpieren lässt. Wer sich das nicht zutraut, sollte es lassen. Als *Spiegel*-Chefredakteur habe ich Wert darauf gelegt, mit jedem deutschen Politiker reden und in freundschaftlicher Beziehung stehen zu können. Ich ging mit Willy Brandt spazieren, hatte Franz Josef Strauß als Urlaubsgast und sah Helmut Kohl oft, bevor er den *Spiegel* boykottierte. Mir war es wichtig, immer noch in der Lage zu sein, mit Politikern zu reden – auch wenn man ihnen gerade ans Bein gepinkelt hatte. Bei Strauß fiel mir das besonders schwer, weil ich bei unseren Treffen stets seinen Redeschwall über mich ergehen lassen musste. Aber immerhin war er ein so souveräner Mann, dass er immer

wieder mit mir gesprochen hat.

Wären Sie heute gerne noch einmal *Spiegel*-Chef?

Dafür bin ich zu alt. Ich weiß auch nicht, ob ich in der Lage wäre, aus dem Stand wieder in diese Position zu wechseln. Täte ich es, führte ich den *Spiegel* wieder auf ein politischeres Gleis zurück. Allerdings tun das die derzeitigen Chefredakteure Mathias Müller von Blumencron und Georg Mascolo ohnehin schon. Deshalb macht mir die *Spiegel*-Lektüre heute wieder Spaß, unter Stefan Aust war das nicht unbedingt der Fall.

Könnte sich ein Skandal wie der um Barschel und Engholm heute wieder ereignen?

Ich denke nein. Zwar ist es heute selbstverständlich, schmutzige Wäsche in der Öffentlichkeit zu waschen – kriminelle Machenschaften aber sind seltener geworden. Die Republik hat aus ihren großen Skandalen – neben Barschel zählen dazu auch die Flick-Parteispendenaffäre oder die Machenschaften im gewerkschaftseigenen Wohnungsunternehmen Neue Heimat – gelernt. Eine andere Erklärung wäre, dass Dunkelmänner heute raffinierter zu Werke gehen, aber daran glaube ich nicht.

Dann hatten die Skandale also eine reinigende Wirkung?

Ja, sie trugen zur Reife unserer ja noch jungen Republik bei und sind so nicht mehr vorstellbar. Stattdessen werden heute Kleinigkeiten aufgeblasen: Wenn ein Politiker mit dem Flugzeug fliegt und das nicht ordentlich abrechnet, gilt das als Skandal. Das finde ich höchst albern.

Der Steuerzahler sicherlich nicht.

Aber nur, wenn er der *Bildzeitung* glaubt. Das unrechtmäßige Nutzen der Flugbereitschaft der Bundeswehr ist nicht korrekt und ein Stilfehler. Der verzweifelte Versuch, solche Nichtigkeiten zu skandalisieren, ist der beste Beweis dafür, dass es heute keine echten Skandale mehr gibt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erich Böhme, 1930 in Frankfurt am Main geboren, studiert Nationalökonomie und arbeitet nach dem Diplom als Nachrichtenredakteur bei den *Vereinigten Wirtschaftsnachrichten* und der *Deutschen Zeitung*, bevor er 1958 als Wirtschaftskorrespondent in das Bonner Büro des *Spiegels* wechselt. 1973 folgt er seinem Freund Günter Gaus als Chefredakteur des Blattes nach und festigt dessen Ruf als „Enthüllungsjournal“. Höhepunkt seiner Karriere ist für Böhme die Aufdeckung der Barschel-Affäre („Waterkantgate“): Der damalige schleswig-holsteinische Ministerpräsident hat seinen Gegner Björn Engholm im Wahlkampf bespitzeln lassen und versucht, ihn durch gezielte Falschinformationen in Misskredit zu bringen. So sollten Engholm etwa Steuerkriminalität, ein außereheliches Verhältnis und eine angebliche HIV-Infektion nachgesagt werden.

Nach 17 Jahren an der Spitze des *Spiegel* – und mehreren Auseinandersetzungen mit dessen Herausgeber Rudolf Augstein – wechselt Böhme 1990 für vier Jahre als Herausgeber zur *Berliner Zeitung*. Gleichzeitig beginnt er mit der Moderation der Talkshow „Talk im Turm“ beim Privatsender *Sat.1*, die er acht Jahre lang leitet. Später führt Böhme durch die Sendungen „Talk in Berlin“ und „Der grüne Salon“ bei N-tv, bevor er im Jahr 2002 seine Fernsehkarriere beendet.

Erich Böhme ist mit Angelika Unterlauf, der ehemaligen Nachrichtensprecherin der „Aktuellen Kamera“ des DDR-Fernsehens, in vierter Ehe verheiratet und lebt in der Nähe von Berlin.